

# GOETHE, SCHILLER, BAUHAUS

## *Exkursion französischer Stipendiatinnen nach Weimar*

„Weimar ist darum bemüht, sich in den nächsten Jahren weiter nach Europa zu öffnen.“ So lautet, darf man dem offiziellen Bewerbungsschreiben der Stadt um den Titel „Kulturstadt Europas 1999“ Glauben schenken, das erklärte Ziel. Seit der offiziellen Annahme der Bewerbung im Jahre 1993 hat sich einiges getan, vieles steht noch aus. Denn sowohl den Weimarnern als auch den zuständigen Planern der eigens aus diesem Anlaß gegründeten Kulturstadt GmbH ist klar, daß man sich nicht mehr nur auf die glanzvolle Vergangenheit berufen kann.

Inwiefern die angestrebte Öffnung schon erfolgt ist, davon konnte sich kürzlich eine Gruppe französischer Gaststudentinnen im Rahmen einer Exkursion selbst überzeugen. Betreut wurden die DAAD- und Erasmus-Stipendiatinnen dabei von Dr. Ludger Grenzmann. Die Exkursion ist nach den vorangegangenen Fahrten nach Kassel, Erfurt, Karlshafen und Hannover bereits die fünfte dieser Art, die Grenzmann im Rahmen der Landeskunde für seine ausländischen Schützlinge organisiert hatte. Da einige der eingeplanten Teilnehmerinnen ausfielen, ergänzten kurzerhand eine italienische und eine deutsche Studentin sowie, als einziger Mann neben der „Reiseleitung“, ein amerikanischer Student die 24köpfige Gruppe. Auf einem Vorbereitungstreffen vermittelten reiches Text- und Filmmaterial bereits einen ersten Eindruck und weckten Neugierde für das, was wir an den kommenden Tagen mit eigenen Augen sehen und erleben würden.

Am Samstagmorgen war es dann soweit: Nachdem alle vollzählig auf dem Göttinger Bahnhof eingetroffen waren, rollte pünktlich um 7.16 Uhr der Zug gen Osten. Unterwegs kamen wir in den Genuß sämtlicher Feinheiten, die die Deutsche Bundesbahn Fahrgästen mit Wochenendticket zu bieten hat. Es ist geradezu erstaunlich, wie die Bahn AG weder Kosten noch Mühen scheut, um ihren Kunden ein möglichst langes Fahrvergnügen zu beschern. Dabei wird mit geradezu pädagogischem Nachdruck Wert gelegt auf die landeskundlich-kulturelle Weiterbildung der Reisenden. Denn was bietet sich bei einem einstündigen Aufenthalt auf einem zugigen Kleinstadtbahnhof mehr an, als bei einem kleinen Spaziergang die Umgebung zu erkunden?

Gegen Mittag erreichten wir schließlich Weimar, wo dann der erste richtige Kontakt mit dem vielgerühmten „Zentrum deutschen Geisteslebens“ stattfand. Ob man sich in der Herder-Kirche befand, durch die Cranach-, Hummel-, Gropius- oder Lisztstraße spazierte oder aber, das

Bauhausmuseum im Rücken, vor dem Deutschen Nationaltheater auf das vom Grünspan befreite, frischpolierte Goethe- und Schillerdenkmal blickte – die großen Namen schienen allgegenwärtig. Allgegenwärtig waren auch die zahlreichen Fotoapparate, die gezückt wurden, um die Begegnung mit den berühmten deutschen Dichtern auch für die französischen Freunde und Familien daheim zu dokumentieren. Angesichts des drängenden Zeitplans speisten wir weder im „Hotel Elephant“ noch im schon von Goethe stets gern frequentierten „Gasthaus zum weißen Schwan“, sondern verließen vorerst die eigentliche Stadt und fuhren mit dem Bus auf den Ettersberg. Im Juli 1937 hatten die Nationalsozialisten hier das Konzentrationslager Buchenwald errichtet. Von den über 250 000 Menschen, die zwischen 1937 und 1945 im KZ inhaftiert waren, kamen mehr als 50 000 ums Leben. Nach der Befreiung am 11. April 1945 durch Einheiten der US-Armee wurde das Gelände bis 1950 von der sowjetischen Besatzungsmacht als Internierungslager genutzt. Im Zusammenhang mit dem Aufbau einer Gedenkstätte für die Opfer des antifaschistischen Widerstands wurde das Lager ab 1951 weitestgehend abgerissen und 1958 mit einem Mahnmahl als „Nationale Mahn- und Gedenkstätte Buchenwald“ eingeweiht.

In deutlichem Kontrast dazu stand der nächste Programmpunkt: Der Besuch des erst im Mai 1995 eröffneten Bauhausmuseums. „Wenn du nicht brav bist, kommst du ins Bauhaus!“ So lautete eine beliebte Drohung im Weimar der zwanziger Jahre. Sie macht deutlich, auf welches Unverständnis oder gar Ablehnung von Seiten der Weimarer Bevölkerung die schon durch ihr Äußeres auffallenden Bauhäuser zunächst stießen. Über die mehr als 500 Exponate gingen auch innerhalb unserer Gruppe die Meinungen weit auseinander, was zu spannenden Diskussionen führte. Die bauhauslerische Experimentierfreude offenbarte sich in Bildern von Oskar Schlemmer, Wassily Kandinski und Paul Klee ebenso wie in den nach Ittens Farbenlehre entwickelten, von Schülern selbst gewebten Wandteppichen und ausgefallenen doch klar geformten Gebrauchsgegenständen, alle auf dem Prinzip der Funktionalität beruhend. Auf die ästhetischen Genüsse folgten die kulinarischen, so daß wir gestärkt und erwartungsvoll dem für den Abend geplanten Theaterbesuch entgegenblickten. Das von der Theaterwerkstatt Ismael Ivo realisierte „Medeamaterial“ erfüllte, was der Name Heiner Müller erwarten ließ. Der Rest des Abends stand zur freien Verfügung, wobei sich

die nächtlichen Aktivitäten jedoch auf Grund des eher bescheidenen Weimarer Nachtlebens weitestgehend auf die Jugendherberge konzentrierten.

Am nächsten Morgen präsentierte sich Weimar bei strahlendem Sonnenschein von seiner besten Seite. Der Vormittag war den Verfassern des „Faust“ und „Wilhelm Tell“ gewidmet. In Goethes einstigem Wohnhaus am Frauenplan erwartete man uns bereits. Zwar gab es keine Führung, doch stand genügend Aufsichtspersonal zur Verfügung, das bereitwillig die aufkommenden Fragen beantwortete. Dem Museumsträger (Stiftung Weimarer Klassik) liegt viel daran, daß die Besucher den Ort nicht in erster Linie als Museum erfahren, sondern vor allem als Wohnhaus. Daher wurden die Räume so belassen, wie sie schon zu Goethes Zeiten ausgesehen haben mußten. So erklärt sich auch das Fehlen jeglicher Schilder, was von der Gruppe sehr bedauert wurde. Überrascht und beeindruckt zeigten sich die ausländischen Studierenden von Goethes Vielseitigkeit und bewunderten seine für damalige Verhältnisse unglaublich umfassende Bibliothek sowie die geologische Sammlung. Nichtsdestotrotz besser gefiel den Französischen das deutlich bescheidener Wohnhaus Schillers. Für interessante Informationen über den zeitlichen im Schatten des großen Goethe stehenden zweiten Weimarer Klassiker sorgte eine umfangreiche, detaillierte Ausstellung. Wer einmal einen Blick aus dem Fenster warf, der konnte auf dem Vorplatz einen nahen Verwandten unseres Göttinger Gänseliesels erspähen. Doch auch wenn der Gänsemännchenbrunnen durchaus Schillerzeitlich anmutet, so hatte Schiller selbst sich nicht mehr an ihm erfreuen können. Der Brunnen wurde nämlich erst 1863, einer früheren Anregung Goethes folgend, dort aufgestellt. Nach einem gemeinsamen Gang über den Historischen Friedhof um die Goethe- und Schiller-Gruft blieb der Nachmittag der individuellen Gestaltung überlassen. Mögliche Ziele waren die Galerie im Schloß, wo man u. a. Gemälde von Lucas Cranach bewundern konnte, Goethes Gartenhaus im Park an der Ilm, das Rathaus oder die Stadtkirche St. Peter und Paul, um nur einige zu nennen. Erschöpft aber zufrieden traten wir um 17.51 Uhr die Rückfahrt an. Dank des mittlerweile auf unbestimmte Zeit verlängerten Schienenersatzverkehrs kamen wir schon vier Stunden später in Göttingen an.

Einstimmiges Urteil der TeilnehmerInnen: „Es war wirklich eine interessante Fahrt, auf der wir viel gesehen und sehr viel Spaß gehabt haben!“ Die überaus positive Resonanz veranlaßte Grenzmann, noch eine zusätzliche Exkursion zu planen. Wenn alles gut geht, dürfen sich die Stipendiatinnen bald auf Eisenach freuen ...  
Nadja Lux

# DAS BALTIKUM IN EUROPA

Unter einem vielseitigen und sehr reichhaltigen Programm finden sich vom 22. bis zum 24. Mai an unserer Universität die Teilnehmer des 50. Baltischen Historikertreffens zusammen. Weit spannt sich der Bogen der Tagung, zu der nicht nur alle Angehörigen der Universität, sondern die Göttinger Bürger eingeladen sind, über die historischen Themen hinaus: politische, kunstgeschichtliche und literarische Aspekte und Fragen werden in fünf Sektionen mit fast fünfzig Vorträgen behandelt.

Auch das personelle Aufgebot unterstreicht einerseits das Gewicht des beachtlichen Jubiläums, andererseits die wissenschaftliche und hochschulpolitische Bedeutung dieser Tagung. Zur Eröffnung am 22. Mai, 11 Uhr, in festlichem Rahmen in der Aula der Universität, werden sprechen der Präsident der Georgia Augusta, Prof. Hans-Ludwig Schreiber, und der Erste Vorsitzende der Baltischen Historischen Kommission, Dr. Gert von Pistohlkors, während Vertreter der baltischen Republiken und der Niedersächsischen Landesregierung um Grußworte gebeten wurden.

Daran schließen sich sogleich die beiden Eröffnungsvorträge an. Dr. Klaus Neitmann, Direktor des Brandenburgischen Landeshauptarchivs, spricht über „Reinhard Wittram und den Wiederbeginn der baltischen Studien nach 1945 in Göttingen“. Dies erinnert auch an die Wiederbegründung der 1939 untergegangenen „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde“ zu Riga durch deren früheren Vizepräsidenten Leonid Arbusow und den Göttinger Osteuropahistoriker Wittram im Hungerjahr 1947. Es folgt ein Vortrag des ehemaligen Stellvertretenden Ministerpräsidenten und Justizministers der Republik Lettland, Egil Levits, derzeit Richter am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte, über „Das Baltikum in europäischen Bezügen: Perspektiven wechselseitiger Annäherung“.

Der Nachmittag des 22. Mai bringt dann die Eröffnung einer Ausstellung im Foyer der neuen Universitätsbibliothek mit dem Thema „Das illustrierte Buch im Baltikum 1890 – 1940“. Es begrüßt der Direktor der SUB, Prof. Elmar Mittler, während die eigentliche Eröffnung durch Prof. Larsson aus Kiel mit der Überreichung der „Mare-Balticum-Medaille“ verbunden wird.

Die Baltische Historische Kommission ist in den nunmehr fünfzig Jahren ihres Wirkens weit über den ursprünglichen Kreis der ausgesiedelten und geflohenen deutschbaltischen Fachhistoriker und Erinnerungsträger hinausgewachsen. Die

weithin beachteten drei „Marburger Symposien“ der siebziger und achtziger Jahre vereinten – damals noch eine kleine Sensation! – erstmals estnische, lettische und litauische Forscher aus verschiedenen Exilländern mit ihren Landsleuten aus den damaligen Sowjetrepubliken und natürlich den Deutschen zu wissenschaftlichem Austausch und Disput.

Dies stand am Anfang einer auch personellen Öffnung der Kommission und setzt sich nun in der Teilnahme nicht-deutscher Referenten auf dem 50. Treffen fort: Bereits zur Ausstellungseröffnung und dann in den sich anschließenden Sektionsvorträgen sprechen Gäste aus den drei baltischen Staaten,

den USA und Schweden neben einer großen Zahl von Wissenschaftlern aus ganz Deutschland.

Damit macht das Historikertreffen unter dem Rahmenthema „Das Baltikum in Europa“ aufmerksam auf die Rückkehr der neubegründeten baltischen Staaten in die freie Nationengemeinschaft und auf die dort besonders wichtige historische Rückbesinnung – eine Entwicklung, die noch gesteigertes Interesse der deutschen Öffentlichkeit finden dürfte.

Beschlossen wird die dreitägige Veranstaltung durch Prof. Hartmut Boockmanns Vortrag über „Die wiedererstandenen baltischen Staaten und die deutsche Universität“. Das Gesamtprogramm kann angefordert werden über Dr. G. v. Pistohlkors, Münchhausenstr. 12, 37085 Göttingen (Tel. 05 51 – 54 13 30 bzw. Fax 39-46 32). red

Seite 19

Anzeige DeutschlandRadio (Litho SW)

# FORSCHUNGSPROJEKT „WISSENSCHAFTSSPRACHE CHINESISCH“

*Über die Entstehung der modernen chinesischen Terminologie in Naturwissenschaften, Technik, Politik, Recht, Philosophie, Kultur- und Sozialwissenschaften unter westlichem Einfluß.*

Jedes Wörterbuch basiert, wie Jorge Luis Borges bemerkt hat, auf der offenkundig unbewiesenen Hypothese, daß Sprachen sich aus äquivalenten Synonymen zusammensetzen. Aus pragmatischen Gründen ist diese Hypothese zweifellos unverzichtbar. Daß Sprachen sich aber tatsächlich nur zu einem geringen Teil aus Synonymen zusammensetzen, dürfte jeder erfahren haben, der schon einmal eine sprachliche Äußerung in eine andere Sprache zu übersetzen hatte. Schon im europäischen Raum, wo eine Vielzahl gemeinsamer kultureller und sprachgeschichtlicher Wurzeln bestehen, stellen die Inkongruenzen zwischen dem Vokabular der einzelnen Nationalsprachen den Übersetzer vor erhebliche Probleme. Noch deutlicher werden die Schwierigkeiten der Übersetzung und die Grenzen der Übersetzbarkeit bei dem Kontakt zwischen zwei so unterschiedlichen Sprach- und Schriftsystemen wie dem europäischen und dem chinesischen.

Vor diesem Hintergrund erscheint der in China seit der Mitte des 19. Jahrhunderts unternommene Versuch, ein gänzlich fremdes Wissenssystem, nämlich die westlichen Wissenschaften, in den eigenen kulturellen Kontext zu übertragen – wozu die Übersetzung der europäischen Wissenschaftssprachen notwendig war – als eine beträchtliche Herausforderung. Die moderne chinesische Wissenschaftssprache, die sich seither formiert hat, ist gleichwohl bis heute weder von der linguistischen noch von der sinologischen Forschung in ausreichendem Maße untersucht worden. Dies ist schon insofern unverständlich, als sich mit dem wachsenden Gewicht Ostasiens in der Weltwirtschaft die internationale Bedeutung Chinas und damit einhergehend auch der chinesischen Sprache kontinuierlich erhöht hat. Chinesisch ist heute nicht nur eine der Arbeitssprachen der UNO, sondern auch eine der weltweit meistverwendeten Sprachen der wissenschaftlichen Kommunikation.

Daß diese Kommunikation, gerade im kultur- und sozialwissenschaftlichen Bereich, der ja auch die Sprache der Politik maßgeblich prägt, nicht immer reibungslos funktioniert, belegen die in jüngster Zeit zunehmenden Verstimmungen zwischen China und verschiedenen westlichen Staaten. Neben divergierenden politischen Auffassungen und Interessen scheint in diesen Auseinandersetzungen oft auch das unterschiedliche Verständnis scheinbar unproblematischer Ausdrücke,



wie Demokratie, Freiheit oder Menschenrechte, eine Rolle zu spielen. So versteht es sich z. B. keineswegs von selbst, daß ein Wort wie das chinesische minzhu (wörtlich: „Volk“ + „Herr“), das zunächst „Fürst“, dann „Republik“ bedeutete und erst danach zur Übersetzung von „Demokratie“ verwendet wurde, mit denselben Inhalten verbunden ist wie sein europäischer Widerpart. Auch ein Ausdruck wie das inzwischen obsoleete Wort fugoce (wörtlich „Strategie zur Bereicherung des Staates“) vermittelt zweifellos einen recht eigentümlichen Begriff der „Ökonomie“, als deren Übersetzung es gegen Ende des 19. Jahrhunderts eingesetzt wurde.

Die Untersuchung solcher und ähnlicher Probleme ist das Ziel eines Forschungsprojekts unter der Leitung von Prof. Dr. Michael Lackner vom Ostasiatischen Seminar der Universität. Das Projekt, das von der Volkswagenstiftung mit nahezu zwei Millionen DM gefördert wird, soll die Entstehung des Vokabulars rekonstruieren, aus dem sich die moderne chinesische Wissenschaftssprache zusammensetzt. Gleichzeitig will es einen exemplarischen Beitrag zur Erforschung interkultureller Begegnungen leisten. Der Bereich der Sprache eignet sich hierzu besonders gut, weil er in der bisherigen Forschung zur Interkulturalität, insbesondere in Bezug auf China, vernachlässigt worden ist. Das Vorhaben, das unter Mitwirkung von Prof. Dr. Hans Poser vom Institut für Philosophie, Wissenschaftstheorie, Wissenschafts- und Technikgeschichte der Technischen Universität Berlin, der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales, Paris (mit Unterstützung des Procope-Programms zwischen DAAD und CNRS), und in Kooperation mit chinesischen Partnern in Peking und Shanghai durchgeführt wird, ist zunächst auf eine Laufzeit von vier Jahren angelegt.

Der Untersuchungszeitraum beschränkt sich auf das späte 19. und frühe 20. Jahr-

hundert, da das relevante Vokabular zu wesentlichen Teilen in dieser Zeit geprägt wurde. Erst die erzwungene Öffnung Chinas in Folge der sog. „Opiumkriege“ von 1839-42 und 1860 ebnete den modernen Wissenschaften den Weg ins Reich der Mitte. Aus naheliegenden Gründen richtete sich das Interesse der Chinesen zunächst auf die eher handfesten Disziplinen: Neben geographischem Wissen über die Länder, die China die eigene Verwundbarkeit vor Augen geführt hatten, wurden anfangs fast ausschließlich solche Kenntnisse eingeführt, die die Schwächen der chinesischen Wirtschaft und vor allem des Militärs möglichst rasch zu beheben versprachen. Die „Ungleichen Verträge“, die verschiedene westliche Mächte China aufzwingen, veranlaßten darüber hinaus bald die Beschäftigung mit den Grundlagen des Völkerrechts. Bereiche des „westlichen Wissens“, die das Potential besaßen, die Grundfesten des traditionellen chinesischen Staatswesens zu erschüttern, gerieten hingegen erst um die Jahrhundertwende in den Blick: Gefördert von zunächst kaum mehr als einer Handvoll reformorientierter Gelehrter strömten in dieser Zeit erstmals auch politische, sozialwissenschaftliche und schließlich philosophische Theorien aus dem Westen und Japan in das brüchig gewordene Kaiserreich.

Die Wörter, die benötigt wurden, um die neuen Ideen aus den verschiedenen Wissensgebieten ins Chinesische zu übersetzen, wurden in einem Prozeß geprägt, der sich von Anfang an durch ein hohes Maß an interkulturellem Zusammenwirken auszeichnete. Neben Chinesen wirkten vor allem Japaner und protestantische Missionare verschiedener westlicher Nationen an der Erfindung des neuen Vokabulars mit. Gemeinsam oder allein hatten sie dabei erhebliche Probleme zu bewältigen. Anders als bei Übersetzungen zwischen europäischen Sprachen, wo auf lateinische oder griechische Vorbilder zurückgegriffen werden konnte, stand im Chinesischen kein mit den Herkunftssprachen geteiltes Begriffsreservoir zur Verfügung, aus dem sich neue Wörter ableiten ließen. Außerdem gab es keine der europäischen vergleichbare Übersetzungstradition, die geeignete Modelle der Übertragung bereitgestellt hätte. Weitere Schwierigkeiten ergaben sich aus den Eigenheiten der chinesischen Sprache und insbesondere der Schrift, die die „Eingemeindung“ frem-



John Fryer (1839 - 1928) übersetzte mit Hilfe chinesischer Mitarbeiter mehr als 200 wissenschaftliche Werke ins Chinesische.

der Begriffe häufig zu einer Gratwanderung zwischen ästhetischer und inhaltlicher Unangemessenheit machte. Umso höher ist einzuschätzen, daß es den Übersetzern angesichts dieser Hindernisse letztlich dennoch gelang, der Flut einströmender Ideen eine brauchbare sprachliche Gestalt zu verleihen.

Die Rekonstruktion des Wortschatzes, der aus diesem schwierigen Vermittlungsprozeß hervorging, ist auf die Auswertung umfangreichen Quellenmaterials angewiesen. Neben zeitgenössischen Wörterbüchern gehören dazu u. a. Monographien zu einzelnen Bereichen des „westlichen Wissens“, Übersetzungen westlicher Werke, Reiseberichte von chinesischen Diplomaten und Studenten sowie ausgewählte Artikel aus den in China seinerzeit entstehenden Zeitungen und Zeitschriften. Die Fülle des Materials erfordert die Beschränkung der Untersuchung auf ausgewählte Bereiche. In Göttingen wird sich das Projekt auf die Analyse des neu geprägten Vokabulars in Staats- und Kulturwissenschaften sowie Philosophie und Wissenschaftstheorie konzentrieren, in Berlin soll die Terminologie der Physik und der in der ersten Phase für das Überleben Chinas als vital empfundenen Militärtechnik untersucht werden. Im naturwissenschaftlich-technischen Bereich wird es vor allem darum gehen, die Probleme zu erkunden, die sich bei der sprachlichen Aneignung eines als wenigstens in praktischer Hinsicht überlegen erkannten Weltbilds in das Chinesische ergaben.

Ferner soll hier geprüft werden, welchen Einfluß Versuche, das neue Weltbild mit dem überkommenen zu versöhnen, auf die Terminologiebildung ausübten. Die gewonnenen Erkenntnisse sollen zugleich als Vergleichsmaterial hinsichtlich der Techniken und Strategien dienen, die bei der Übertragung kultur- und sozialwissenschaftlicher Begriffe zur Anwendung

kamen. Auf diese Weise soll eine der Arbeitshypothesen des Projekts verifiziert werden, nämlich daß die Wortprägungen im Bereich der „weichen Wissenschaften“ weitaus stärkerem ideologischen Druck ausgesetzt waren, da hier die berechnete Befürchtung bestand, daß das „neue Wissen“ den Kern der hergebrachten kulturellen und staatlichen Identität berühren oder sogar zerstören würde.

Ziel des Projekts ist die Kompilation eines Historischen Wörterbuchs zur modernen chinesischen Wissenschaftssprache, in das sowohl obsoleete als auch heute stabilisierte Termini aufgenommen werden sollen. Jeder Eintrag wird Informationen über das erste nachweisbare Auftreten, die Herkunftssprache(n) und die morphologische Struktur der chinesischen Neuprägung enthalten. Besonders interessanten Beispielen wird darüber hinaus eine kurze wortgeschichtliche Skizze angehängt. Langfristig wird außerdem angestrebt, die Resultate einem Archiv für moderne chinesische Begriffsgeschichte zugute kommen zu lassen, das es erlauben wird, die zu erwartende Fülle gesammelter Informationen ausführlicher aufzubereiten, u. a. mit Hilfe der in der historischen Semantik entwickelten Methodik. Auf der Grundlage wortgeschichtlicher Forschungen unternimmt es das Forschungsprojekt somit, das wechselvolle Schicksal derjenigen Begriffe zu rekonstruieren, die die moderne chinesische Geistesgeschichte in



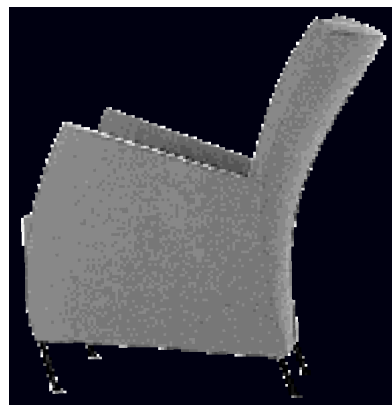
Wang Tao (1828 -- 1897) engagierte sich für die Verbreitung „westlichen Wissens“ in China und arbeitete an der Übersetzung der chinesischen Klassiker ins Englische mit

ihrer Auseinandersetzung mit dem Westen bis heute bestimmen. Eben weil Sprachen nicht ausschließlich aus äquivalenten Synonymen bestehen, muß stets auch das „Nichtäquivalente“ erforscht werden, um die Ursachen wechselseitiger Mißverständnisse aufzuklären und die Grundlage für die Einbeziehung Chinas in die wissenschaftlichen Diskurse der Gegenwart zu festigen.

Joachim Kurtz

# ADAMS AM WALL

DER EINRICHTUNGSBERATER



MONTIS«  
Sesselsessel  
ab 1950,-

Göttingen · Weender Straße 106 · Telefon 4 80 01

# „TÜCKISCH WETZT SEIN MESSER DER TSCHETSCHENE ...“

## Meditationen zu einem russischen Wiegenlied

„Spi, mladénc, moj prekrásnyj,  
bájuski-bajú!  
ticho smótrit mészac jásnyj  
v kolybél' tvojú.“

„Schlaf, mein allerschönster Kleiner,  
bajuschki-baju!  
Stiller Mond mit klarem Scheine  
wiegt dich sanft zur Ruh'.“

So beginnt das vielleicht populärste Wiegenlied der russischen Sprache. Gedichtet hat es kein Geringerer als Michail Jurjewitsch Lermontow, neben Puschkin der am meisten geliebte Romantiker Rußlands, wie dieser früh einem Duell zum Opfer gefallen. Weniger der große Name hat die anhaltende Beliebtheit und weite Verbreitung gefördert als der volksliedhafte Ton und eine eingängige Melodie in sozusagen zärtlichem Moll – meist in 2/4 gesetzt, doch mir auch in „wiegendem“ Dreiviertel zu Ohren gekommen. In Deutschland fand es Aufnahme in mehreren Jugendliederbüchern, so in dem nach dem 2. Weltkrieg weit verbreiteten „Turm“, hier von einer sehr freien Übertragung des bekannten Übersetzers Johannes v. Günther begleitet. Unfreiwillig lernten das Lied viele Schüler der sowjetischen Besatzungszone und späteren DDR, die es in ihren Russisch-Lehrbüchern fanden. Wie erinnerlich, war dort Russisch seit 1946 erste Pflichtfremdsprache.

Aber zurück zum Dichter: Lermontow hat das Liedchen sicher im Zusammenhang mit seinem Aufenthalt im Kaukasus, als Offizier dorthin strafversetzt, niedergeschrieben. Die dritte Strophe sprengt nun unvermittelt die zärtlich beruhigende Stimmung: „Über Steine strömt der Terek, / Ans Ufer klatscht die trübe Welle. / Der böse Tschetschene kriecht ans Ufer, / wetzt seinen Dolch.“ Welcher Hintergrund tut sich da plötzlich auf? Wir erfahren das genauer von einem anderen Großen der russischen Literatur. Genau zehn Jahre nachdem der sechs- undzwanzigjährige Lermontow bei Pjatigorsk im Kaukasusvorfeld den Duelltod gefunden hatte, trat 1851 der junge Graf Lev Tolstoj als Fähnrich der Kaukasus-Armee dort seinen Dienst an. Tolstoj-Kenner schätzen die sonst wenig bekannte „große Novelle“, die der Verfasser von „Anna Karenina“ und „Krieg und Frieden“ einem kaukasischen Rebellen widmete. In „Hadschi Murat“ erzählt Tol-

stoj, nach eigener Angabe aus persönlichem Erleben schöpfend, das Schicksal eines Mitkämpfers und späteren Rivalen, jenes legendären Rebellenführers Schamil, der die russischen Armeen ein Menschenalter hindurch in Atem gehalten hat. Mit einer feinen Rahmen-Allegorie leitet der Dichter ein: Über frisch gepflühtes Brachfeld dahinspazierend, stößt er auf eine sogenannte Tatarendistel. „Die Distelstaude bestand aus drei Stengeln. An dem einen war die Blüte abgerissen, und der Stumpf starnte in die Luft wie ein Arm, dessen Hand abgehauen war. Die beiden anderen Stengel trugen jedoch eine Blüte. Diese Blüten waren einstmal rot gewesen, jetzt aber waren sie ganz schwarz. Der eine Stengel war geknickt, und die obere Hälfte mit der unansehnlichen Blüte an der Spitze hing herab; der andere Stengel war zwar von schwarzer Erde beschmutzt, doch ragte er immer noch gerade empor. Man sah, daß ein Rad über den ganzen stacheligen Busch hinweggegangen war, daß er sich dann aber wieder aufgerichtet hatte, wenn auch nicht ganz, denn er stand auf die Seite gebogen, als wenn ihm ein Stück vom Körper herausgerissen, die Eingeweide umgekehrt, ein Arm ausgeknickt und ein Auge ausgestochen wäre, aber er steht noch immer, und er weicht dem Menschen nicht, der alle seine Brüder ringsum vernichtet hat. Welche Energie! dachte ich. Alles hat der Mensch hier besiegt, Millionen von Kräutern und Gräsern hat er vernichtet, und nur dieses eine ergibt sich nicht.“ Spricht aus dieser Einleitung schon unverkennbar Mitgefühl für die unbeugsamen Rebellen gegen Moskau, so zeigt Tolstoj im Lauf der Erzählung das für ihn so charakteristische Bemühen, allen gerecht zu werden, einen jeden ohne Parteinahme aus seinen Worten und Handlungen heraus darzustellen, die russischen Generäle wie die ihrerseits nicht schuldlos und ohne Grausamkeit agierenden Aufständischen. Einzige Ausnahme ist ein spöttisch-abschätziges Porträt des damaligen Kaisers Nikolaj I.. Wohl mit Rücksicht darauf hat Tolstoj die Erzählung nicht zu seinen Lebzeiten veröffentlicht. Hatte Tolstoj etwa Kenntnis von jenem Gratulations schreiben Kaiser Nikolajs I. an General Paskewitsch nach dessen Sieg im neuerlichen Krieg über die Türken? Dort hieß es: „Nachdem wir so ein ruhmreiches Unternehmen beendet haben, steht uns ein anderes, in meinen Augen nicht minder ruhmreiches bevor,...die endgültige Befriedung der Bergvölker oder die Ausrottung der Widersetzlichen.“



Es ist mehr als Gerechtigkeitsinn und Fairness, es ist ein tiefes Mitgefühl, das der damalige Offizier und später berühmte Dichter den immer wieder gegen die Herrschaft seines Staates und Volkes sich aufbäumenden Bergvölkern entgegenbrachte, ohne sie zu verklären oder zu heroisieren.

Auch die Einstellung Lermontows ist keineswegs mit den ängstlich-warnenden Worten der Mutter aus dem Lied getroffen. Im Gegenteil: In seinen lyrischen Werken findet sich mehr als einmal eine Liebeserklärung – nicht nur an die grandiose Landschaft des südlichen Gebirges, sondern auch an seine fremdartig reizvollen Bewohner. „Ich grüße dich, grauer Kaukasus!“ heißt es in den ersten Zeilen des Poems „Ismail Bej“. „Kein fremder Reisender bin ich diesen Bergen. Herrlich bist du, rauhes Land der Freiheit, und ihr, Throne der ewigen Natur. ...Wie lieb' ich, mein erhabener Kaukasus, deiner Söhne kriegerische Sitten...“ Der diese Freiheit und jene „Sitten“ doch zu unterdrücken verpflichtet war, spricht sich also bewundernd und fast für die militärischen Gegner parteinehmend aus.

Außerhalb Rußlands konnte ein breites Lesepublikum intensive Bekanntschaft mit dem „wildem Kaukasus“ und seinen Bewohnern machen, wenn es im Original oder in Übersetzung, in der ursprünglichen Feuilletonform im „Constitutionnel“ oder dann in Buchform die „Rußlandreise und kaukasische Fahrt“ aus der Feder des älteren Alexandre Dumas las, jenes so unglaublich produktiven und gefeierten Dramatikers, Romanciers und eben auch Reiseschriftstellers. Die Brüder Goncourt rühmten ihm nach, wohl besonders mit Blick auf die Reiseschilderungen, er schreibe „nichts als Tatsachen, paradoxe Tatsachen, unglaubliche Tatsachen, ...“ Zu den „unglaublichen“ zählten seine dramatischen Erlebnisse und Abenteuer mit den rebellischen Bergvölkern 1858 und 1859, zu denen Dumas, obwohl unter russischem Militärgelait

reisend, eine bemerkenswert unbefangene und aufgeschlossene Einstellung bezog. Wildheit und Grausamkeit auch auf deren Seite keineswegs verschweigend, ließ Dumas doch grundsätzliche Sympathie durchblicken, wenn er etwa Schamil als den „großen Sohn Dagestans“ apostrophierte, mehrfach von einem „Freiheitskampf“ der Tschetschenen sprach und die rauhen, aber „reinen Sitte“ der Bergvölker erwähnte – vielleicht nicht ganz ohne taciteische Motivbeimischung. An objektiv anspruchsvollere Information interessierte Leser konnten seinerzeit unter mehr als dreißig Büchern wählen, die allein zwischen 1854 und 1860 in Mittel- und Westeuropa zur kaukasischen Zeitgeschichte erschienen. Dies hebt Andreas Kappeler hervor, der in bezug auf das russische Vielvölkerreich derzeit wichtigste deutschsprachige Historiker. „Daß kleine muslimische Ethnien der russischen Großmacht so lange die Stirn boten, blieb auch in der Folgezeit ein Symbol des antikolonialen Widerstandes – bis hin zum Afghanistankrieg der jüngsten Vergangenheit“, bilanziert Kappeler, dessen Werk („Rußland als Vielvölkerreich“) zwei Jahre vor dem Ausbruch des jüngsten Kaukasuskrieges erschien.

Seit 1770 die ersten Russen das Kaukasusgebiet betreten hatten, hatte in einer langen Folge von Kriegen das Zarenreich den beiden südlichen Nachbarstaaten, Persien und dem Osmanenreich, Gebiet um Gebiet, Stadt für Stadt abgenommen. Unter Katharina und ihrem Sohn Paul waren so Derbent und Baku russisch geworden, während im westlichen Teil schon in den 1780er Jahren ein georgischer Fürst die persische gegen die russische Oberhoheit eingetauscht hatte.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts waren im Vorland und im östlichen Gebirgsteil Ossetien und Lesgien russisch geworden, in den weiteren Kämpfen gegen Persien fast sämtliche Provinzen an Rußland gefallen, Schirwan, Karabagh und wie sie alle heißen.

Keineswegs unterworfen waren aber mit diesen Abtretungsakten und Besetzungen die „Gorzen“, die summarisch Gebirgler genannten, die vielen Hochtäler des Kaukasus bewohnenden Stämme, die vielmehr den Kampf gegen die Russen immer wieder aufnahmen oder doch ständig Raubzüge und Überfälle unternahmen und gegen die eine ganze Reihe von mit Kosaken besetzten kleineren Befestigungen zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer angelegt werden mußte, die „Kaukasische Linie“ und die „Schwarzmeer-Linie“, im Zuge dieser Maßnahmen 1817 auch ein Fort namens Grosnaja...

Mehr als ein Mal meldeten in diesen Jahrzehnten russische Generäle die Verwüstung der Tschetschnja. Durch den Straßenbau von Nord nach Süd gelang es, die Bergvölker voneinander zu tren-



nen, aber es bedurfte einer ganzen Serie weiterer Feldzüge, um sie halbwegs zur Ruhe zu bringen. Lange vor Tolstoj's junger Fährnichtszeit war die Idee von einem Heiligen Krieg der Moslems gegen die fremdgläubigen Invasoren und vom Muridismus, das heißt von einer kämpferi-

schen Bewegung unter der unbedingten und charismatischen Befehlsgewalt ausgewählter Führer, der Murschiden, aufgenommen, denen ihre Muriden folgten, die „Wollenden“ oder „Strebenden“ – alle unter dem Zeichen unbedingter, zum Fanatismus gesteigerter Hingabe an die

Seite 23  
Anzeige Fromm (Litho SW)

Heilige Sache von Glauben und Heimat. 1835 wurde Schamil zum Oberhaupt der Bewegung gewählt, zum obersten Murschid also, und setzte sich im Norden des Gebiets Dagestan fest. Gegen ihn mußten drei große Militärkolonnen unter dem Befehl dreier Generäle aufgebildet werden, die denn auch in einer ganzen Reihe blutiger Gefechte die Tschetschenen und Lesginen zu besiegen vermochten. Aber nach kurzer Zeit erhob sich der gesamte östliche Kaukasus aufs neue, der entkommene Schamil eroberte neun russische Forts. Durch Einsatz eines ganzen Armeekorps unter dem Oberbefehl von Fürst Woronzow mit einer Gesamtstärke von 40 000 Mann gelang es dann ein weiteres Mal, die unwegsamen Gebiete zur Ruhe zu bringen. In jenen Jahren, als Lermontow und Tolstoj ihre Eindrücke sammelten, war eine ganze Reihe fähiger russischer Generäle, zwei, drei davon mit deutschem Namen, Jahre hindurch mit dem Gebirgskrieg beschäftigt. 1859 war nach massiven Truppenverstärkungen endlich der Aufstand im östlichen Kaukasus niedergedrückt. Schamil wurde nach seiner Gefangennahme bemerkenswert rücksichtsvoll behandelt und in einer Art lockerer Ehrenhaft gehalten, ihm und seinen Nachkommen sogar der russische „erbliche Adel“ verliehen; ein Jahr vor seinem Tod durfte er nach Mekka ausreisen und starb von Legenden umwoben 1871 in Medina.

Noch einmal flammte das Feuer der Empörung hell auf, als im Zuge des erneuten russisch-türkischen Krieges 1877, von osmanischen Sendboten angestachelt, in der Tschetschnja, in Abchasien und Dagestan der Aufstand ausbrach; Ende Oktober erst konnten ihn starke Kräfte der russischen Armee unterdrücken.

Die Einrichtung eines Generalgouvernements Kaukasus, später in Statthalter-schaft umbenannt, dessen Chef unmittelbar dem Kaiser unterstand, spiegelte nicht nur die Sonderstellung der Großregion (die während der Zarenherrschaft übrigens stets zu Asien gerechnet wurde) wider, sondern auch die besondere Problematik der Verwaltung und der Friedenswahrung in einer Region, deren landschaftliche Wildheit in den alten Traditionen von Blutrache und „ehrbarem Räubertum“ Entsprechungen fand.

Der bedeutende Tübinger Osteuropahistoriker Dietrich Geyer schrieb, daß „in der Vielvölkerwelt Transkaukasiens das Regime innerstaatlicher Kolonialherrschaft am schärfsten ausgeprägt war“, und er bemerkt auch, daß für die Bergstämme, deren heiliger Krieg gegen die russische Kaukasusarmee in ganz Europa liberale und demokratische Sympathien geweckt hatte, es eine besondere „militärische Völkerverwaltung“ gegeben hat.

Diese Anstrengungen, die im Verhältnis zum real-politischen Gewinn übermäßig wirken, hatten indessen damals schon ein ökonomisches Motiv: Allein aus Baku und Grosnyi kamen in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg mehr als 80 Prozent der Naphtaproduktion, die im Zarenreich gefördert wurde!

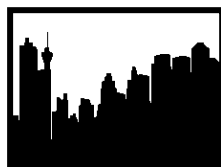
Schienen für den ebenso ölhaltigen wie blutgetränkten Boden zu Beginn unseres Jahrhunderts friedliche Lösungen in Sicht? In dem knappen, aber verheißungsvollen Jahrzehnt, das auf die 1905er Revolution folgte, in der Periode der ersten russischen Quasi-Parlamente namens Duma entsandte die Kaukasusregion ausschließlich, kein Wunder, oppositionelle Abgeordnete, aus Armenien und Georgien vorzugsweise menschen-wertistische Sozialdemokraten, aus der Region Dagestan-Sagataly in die III. Duma (1907-1912) unter anderem einen jungen Abgeordneten, dessen Namen die russischen Verzeichnisse mit „Ibragim Bek Isabekovitsch Gajdarow“ wiedergaben, Nationalität und Konfession als „Lesgine des Bek-Standes“ und „Moslem“. Späte Nachfahren der Schamil und Hadschi Murat, nun demokratisch legal opponierend?

Die Aufrechterhaltung russischer Herrschaft wurde erleichtert durch die nur für Spezialisten durchdringbare ethnische Vielfalt der Kaukasusbewohner, verbal gesteigert durch die vielfachen Fremdbenennungen seitens der jeweiligen Nachbarn. So nannten oder nennen sich die Tschetschenen selber Nachtschnoi oder Nachtschi. Um 1900 zählten sie 300 000 bis 360 000 Mitglieder und konnten in den Jahrzehnten der Sowjetherrschaft ihr Volkstum mehr als verdoppeln, ebenso stark die zumindest sprachlich eng verwandten Lesginen. Die russischen Historiker haben die Fairness und das Mitgefühl ihrer dichtenden Landsleute nicht geteilt. Der berühmteste Geschichtsforscher der Kaiserzeit, V. O. Kljutschewskij, drückte sich sehr allgemein und apologetisch aus: Seine ethnisch-strukturell „offenen Grenzen“ hätten das Zarenreich zu deren Überschreiten und weiterem Ausgreifen veranlaßt, „teils gegen den eigenen Willen“. Was Kljutschewskij hinsichtlich des westlichen Teils des Kaukasus als gewisse Rechtfertigung der rus-

sischen Expansion anführen kann, nämlich freiwillige Unterstellung oder Hilfeersuchen christlicher Fürsten, kann natürlich für die muslimischen Ostvölker nicht gelten. Hier formulierte Kljutschewskij seinerzeit einen Satz, der als eine klassische Legitimationsformel des Kolonialimperialismus angesehen werden kann: Sobald die Russen „zufolge der siegreichen Kriege gegen Persien an den kaukasischen Ufern des Schwarzen und des Kaspischen Meeres standen, mußten sie natürlich ihren Rücken schützen durch die Eroberung der Gebiete der Bergstämme.“ Natürlich.

Über all diese Jahrzehnte und über die siebzig Jahre Sowjetregime hinweg haben die Gorzen, die Bergvölker klein und mittelgroß, nicht nur ihre Identität bewahrt, sondern den folgenden Generationen ihren unbändigen Freiheitswillen weitergegeben, wie wir heute alle wissen. Vor mir liegt ein Zeitungsfoto aus dem Sommer 1995, das einen Tschetschenen-Kämpfer zeigt. Das grüne Band der moslemischen Kämpfer mit arabischen Schriftzeichen umschlingt die Stirn. Das Bild könnte aus dem 19. Jahrhundert stammen, nur die Maschinenpistole indiziert Gegenwart.

Ist Frieden nach diesem zweihundert-jährigen Kampf heute möglich? Wird es möglich werden, einen Kompromiß zu finden zwischen dem halb anarchischen Freiheitsdrang, den die lange Folge der russischen Kaiser, Generalsekretäre und Präsidenten nicht auszulöschen vermochten, und den Macht- und Wirtschaftsansprüchen Moskaus? In der Mitte lag immer eine eigenartige emotionale Zuneigung gebildeter Russen zu dem wildfremden Land, eine Sehnsucht, die vielleicht dem alten germanischen Drang nach Süden über die Alpen vergleichbar ist. Gelänge die Friedensregelung, würden die Russen, wie heute die Deutschen in Oberitalien, sicher im Kaukasus willkommen sein als Gäste, Touristen, Wanderer mit oder ohne historisches Gepäck. Die russische Mutter aber würde in hundert Jahren, sofern dann noch Wiegenlieder gesungen werden, ihrem Kleinen nicht mehr erklären können, was es mit dem Dolch des „bösen Tschetschenen“ auf sich hatte. Manfred Hagen



## Vancouver English Centre

Robson Court, 840 Howe Street, Suite 200, Vancouver, BC, V6Z 2L2 Canada  
Tel: (1 604) 687 1600 Fax: (1 604) 687 1660 E-mail: vec@worldtel.com  
WWW Homepage: <http://www.worldtel.com/vec/home.html>

Vancouver besticht durch seine atemberaubende Lage zwischen den Rocky Mountains und dem Pazifik. Hier lernt man mit Vergnügen Englisch.

Das Vancouver English Centre, eine staatlich anerkannte Sprachschule, bietet:

- ◆ Kleine Klassen
- ◆ Professionelle, qualifizierte Lehrer
- ◆ Verschiedene Kursarten / Niveaus
- ◆ Unterbringung in einer Gastfamilie
- ◆ Vielseitige Freizeitaktivitäten
- ◆ Zertifikat bei Abschluß